

1

„Peter Weiss, konstnären“ stand im Telefonbuch von Stockholm, und die Berufsbezeichnung bestätigte sich, als ich schwer atmend die Treppe des Hauses in der Fleminggata erklimmte und an die Tür des im fünften Stock gelegenen Dachateliers klopfte. Ich war neunzehn Jahre alt, die schriftliche Abiturprüfung lag hinter mir, die mündliche stand mir noch bevor, und in den Osterferien war ich per Anhalter von Bonn nach Stockholm gereist, um den verehrten Schriftsteller zu besuchen, dessen Bücher „Fluchtpunkt“ und „Abschied von den Eltern“ ich mit roten Ohren heimlich unter der Schulbank las.

Schweden war größer, als es im Diercke-Weltatlas aussah, aber ich hatte Glück: Am Frühstücksbüfett der Fähre nach Malmö sprach mich ein Staubsaugervertreter an, unterwegs ins acht Stunden entfernte Stockholm, und räumte mir einen Platz in seinem Saab ein. Vermutlich war der Typ schwul, aber ich schöpfte keinen Verdacht, während er von Gartenzweigen schwafelte, die, vor Umweltgiften fliehend, auf den Grünstreifen der Autobahnen gen Norden zogen. Erst als er mich zum Nacktbaden im Mälarsee einlud, wo er ein Sommerhaus mit Sauna besaß, wurde ich hellhörig und stieg in Linköping auf Schwedens Staatsbahn um. Dort lief mir eine blonde Schönheit über den Weg, mit der ich im Schlafwagen Sex hatte, zum ersten Mal in meinem noch jungen Leben, aber das gehört in ein anderes Kapitel dieser über die Ufer tretenden Geschichte.

2

Peter Weiss, „konstnären“ – nicht „författaren“, das schwedische Wort für Schriftsteller, lautete der Eintrag im Telefonbuch, den der Augenschein bestätigte: Nicht der Blick durch schräge Fenster auf grün oxidierte Kupferdächer war damit gemeint, über denen Kräne hin und her schwenkten, vor Anker liegende Schiffe be- oder entladend. Nein: Das Interieur der von einem Ofenrohr durchschnittenen Dachwohnung erinnerte eher an einen bildenden Künstler als an einen Schriftsteller, geschweige denn Dichter, von dem mit Farbtafeln aus „Brehms Tierleben“ und dem Großen Brockhaus überhäuften Zeichentisch bis zu an die Wände gepinnten Inseraten, in denen für Bruchbänder, Mieder, Korsetts aus Fischbein geworben wurde, mit Slogans wie: „Und was die Braut ist für die Trauung / ist Bullrich-Salz für die Verdauung.“

Die von André Breton geschilderte Begegnung eines Regenschirms mit einer Nähmaschine auf einem Seziertisch fand, dreißig Jahre nach dem „Surrealistischen Manifest“, in der Altstadt von Stockholm statt, und das Einzige, was mich an Literatur erinnerte, war das zerkaute Mundstück der Pfeife, die Peter Weiss zur Begrüßung aus dem Mund nahm, während er mir Tabakrauch ins Gesicht blies – oder war es das qualmende Ofenrohr, das mir Tränen in die Augen trieb? So hatte ich mir den Autor von „Der Schatten des Körpers des Kutschers“ nicht vorgestellt – oder doch? Die berühmten Literaten, deren Fotos bei Bouvier in Bonn im Schaufenster hingen, von Jean-Paul Sartre bis zu Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, nicht zu vergessen Uwe Johnson, rauchten Pfeife, so als hätte Magritte sein Gemälde „Ceci n'est pas une pipe“ speziell für sie ersonnen. Auch ich hatte mir an der Côte d'Azur, in Cogolin bei Saint-Tropez, eine Pfeife besorgt, weil ich annahm, ohne Black-&-White-Whisky und Tabak der Marke Erinmore keine Zeile zu Papier bringen zu können. So war es dann auch: Sobald ich am Schreibtisch saß, versiegt oder versagte die Inspiration, und die Tasten der Olivetti verschwammen in meinem von Alkohol und Nikotin benebelten Gehirn.

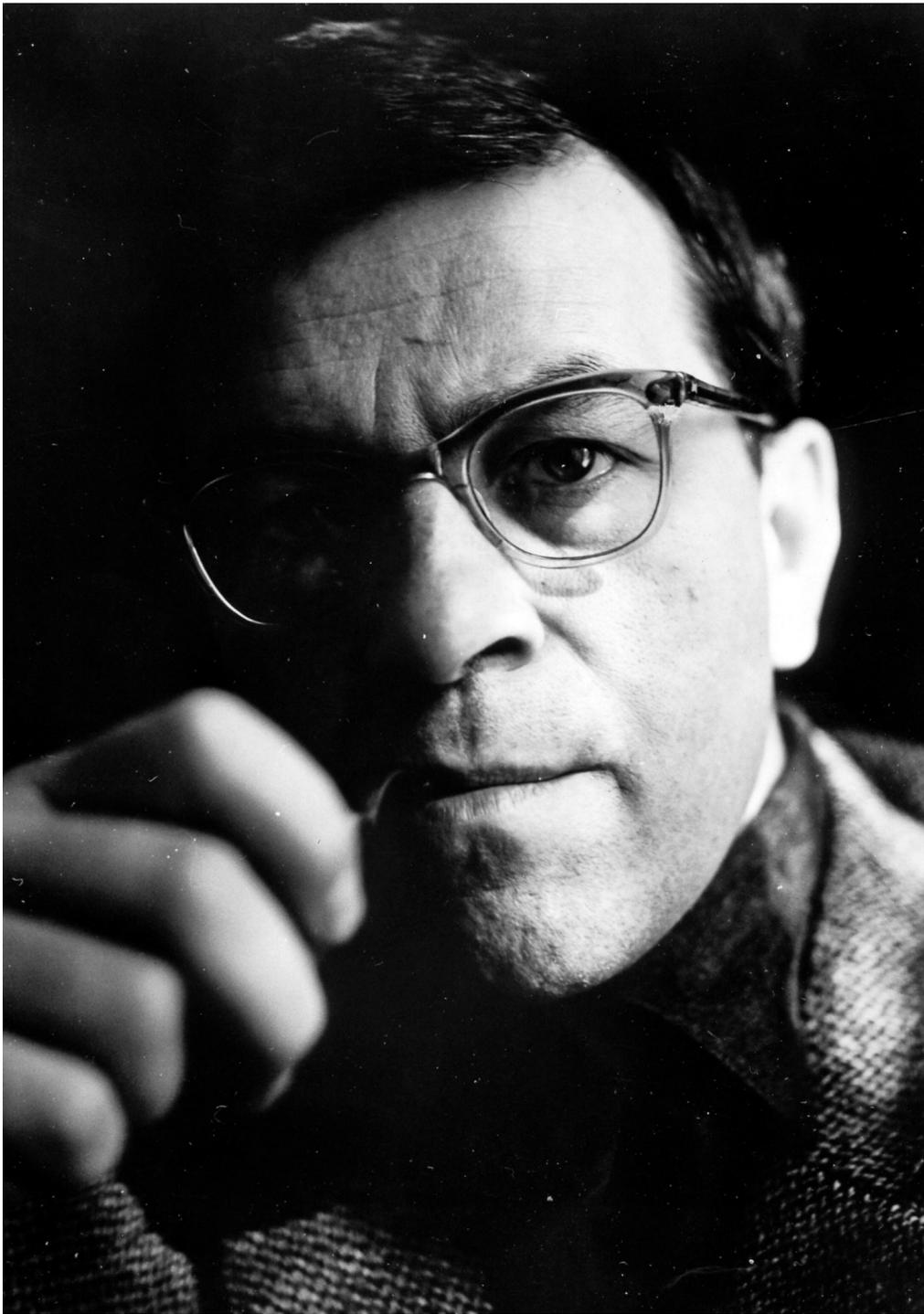
3

Das griechische Verb „graphein“ ist urverwandt mit „graben“, so wie das lateinische „scribere“ mit „reiben“ oder „ritzen“, und das Motto des Horaz „ut pictura poesis“ – wie ein Bild (sei) die Poesie – verweist auf den handwerklichen Ursprung des Schreibens, egal ob es sich um Runen handelt oder fernöstliche Piktogramme. Dass Schriftsteller auf Russisch „pisatjel“ heißt, sei nur am Rande vermerkt. Der indoeuropäische Wortstamm „*pik“ bezeichnet das Hämmern des Spechts ebenso wie die Arbeit eines Bildhauers oder Schreiberlings; von dort ist es ein Katzenprung zum altherwürdigen Verb „ficken“, das eigentlich hin und her machen bedeutet. Etymologische Herleitungen beweisen nichts, doch die Nähe der Wortfelder zeigt, dass der Schreibakt mit dem Sexualakt zwar nicht identisch, aber urverwandt ist. Die Venus von Willendorf zum Beispiel, obszön und sakral zugleich, war mehr als ein Fruchtbarkeitsfetisch: Die nur aus Rundungen – Busen, Bauch, Po – bestehende Skulptur belegt den gemeinsamen Ursprung von Kunst und Religion, Magie und Wissenschaft. Ende der Abschweifung.

4

Peter Weiss sog stumm an seiner Pfeife. In meiner Erinnerung sagt er kein einziges Wort, aber das kann nicht so gewesen sein, denn damals stand er noch nicht im Zenit des Erfolgs: Kritiker, Lektoren und Redakteure gaben sich noch nicht die Türklinke seines Ateliers in die Hand, und vermutlich war ich der erste Leser aus Deutschland, der ihn in Stockholm besuchte. „Hej du“ oder „Hallo“, mit diesen Worten begrüßte er mich, vielleicht sagte er auch „Guten Tag“, denn Peter Weiss sprach fließend Schriftdeutsch wie Kafka, mit dem ihn seine Jugend in Böhmen verband, ehe es ihn mit den Eltern, auf der Flucht vor den Nazis, über London nach Schweden verschlug. Was in der Aufzählung nicht vorkommt, ist der Aufenthalt in Montagnola bei Hermann Hesse, der ihn als Postkartenmaler anstellte, so wie einst der junge Hitler, von der Kunstakademie abgelehnt, in Wien Ansichtskarten koloriert hatte. Ein passendes Stichwort, denn ohne dessen aufhaltsamen Aufstieg vom Arbeitslosen zum Reichskanzler wäre das Leben von Peter Weiss anders verlaufen, der als Verehrer von Hesse nach Montagnola pilgerte, so wie ich dreißig Jahre später nach Stockholm.

Vielleicht wurde Peter Weiss dieser Zusammenhang bewusst, während ich stockend erzählte, wie und warum seine Bücher mich in ihren



Peter Weiss, geboren 1916 bei Potsdam und aufgewachsen in Böhmen, lebte ab 1940 in Stockholm. Ihn ohne Pfeife zu sehen, war in den Sechzigerjahren fast unmöglich.
Foto Picture Alliance

boden der Wohnung von Peter Prinz, der an den Kühlschrank gelehnt „Ole“ von John Coltrane auf dem Sopransaxofon spielte.

Solveig – so hieß die blonde Schönheit – arbeitete in einem Reisebüro und war schockiert, weil ich auf Ibiza Ferien gemacht hatte, wobei unklar blieb, was sie mehr empörte: die katholische Kirche oder das faschistische Regime. Doch das war nur eine Seite der Medaille: Die andere wurde sichtbar, als sie mich zur Abiturfeier in Bonn suchte, wo ich einen Diavortrag über frühchristliche Mosaiken hielt, die wir auf Klassenfahrt in Rom besichtigt hatten: Santa Maria fuori le mure, und wie die Kirchen alle hießen. Besonders begeistert hatte mich San Clemente, ein barockes Kloster, von irischen Mönchen bewohnt, dessen Untergeschoss ein Mitrashaheiligum und das Grab des Slawenapostels Kyrrill barg. Solveig saß in der ersten Reihe, und die Lehrer am Beethoven-Gymnasium fragten sich, wer die platinblonde Dame war, die so heftig applaudierte – die Eltern waren von der Teilnahme dispensiert. Dabei denke ich an Wang Meng, den chinesischen Autor eines Bestsellers über ein Liebespaar, das vergeblich eine Schlafstätte sucht. Auch im katholischen Bonn war das ein Problem: Solveig logierte im Bahnhofshotel, doch als ich ihr Zimmer betrat, läutete das Telefon, und man setzte mich vor die Tür. Als ich Solveig nach Mitternacht in meiner Mansarde empfing, wo ich Jazzplatten hörte und Kurzgeschichten schrieb, klopfte mein Bruder gegen die dünne Wand, und unter Berufung auf den damals noch geltenden Kuppel-Paragrafen warf meine Mutter sie aus dem Haus.

Solveig verschwand aus meinem Leben, und als ich Jahre später eine Vortragsreise durch Schweden unternahm, suchte ich vergeblich nach ihr. Bei einer Lesung in Stockholm sprach die Ex-Freundin meines Freundes mich an und erzählte, Peter Prinz sei wegen Ladendiebstählen verurteilt und drogenabhängig geworden. Er finanziere die Kokainsucht als Pornofilmstarsteller.

7

Auf den Tag genau sechs Monate nach den eingangs geschilderten Ereignissen sah ich Peter Weiss wieder bei der Tagung der Gruppe 47 in Saugau. Der Gründer und Leiter der Gruppe, Hans Werner Richter, hatte mich eingeladen, im „Hotel zur Post“ selbst verfasste Texte zu lesen, vielleicht auf Empfehlung von Martin Walser, der die Talentproben in die Anthologie „Vorzeichen 2“ aufnahm. Auf der Rückfahrt von Sanary-sur-Mer, wo ich mit Freunden gezeltet hatte, empfing mich Siegfried Unseld in der Chefetage des Suhrkamp Verlags, und als ich die Frage nach meinen Lieblingsautoren mit Kafka, Robert Walser und Robert Musil beantwortete, in dieser Reihenfolge, nahm er mich für hundert Mark pro Monat unter Vertrag – damals viel Geld! Ich übersprange meine Lesung, die von den anwesenden Koryphäen kontrovers beurteilt wurde: Reich-Ranicki und Walter Jens raiften sich vor Entsetzen ihr damals noch volleres Haar, Ernst Bloch warf mich auf den Müllhaufen der Geschichte, Hans Mayer, Grass und Enzensberger verteidigten meinen Text, und Walter Höllerer lud mich zu einem Workshop ins Literarische Colloquium nach Berlin ein. Ich hatte meine Feuertafel bestanden und auf einen Schlag die wichtigsten Autoren der Gegenwart kennengelernt – nur Konservative wie Günter Blöcker und Eigenbrötler wie Arno Schmidt haderten mit der Gruppe 47, die Thomas Mann als Rasselbande verspottet hatte. Nach Saugau war nichts mehr so wie zuvor, und ich gehe in medias res zu dem die Tagung beschließenden Auftritt von Peter Weiss, der in doppelter Hinsicht historisch war.

Weiss hatte eine Kindertrommel umgeschallt, mit der er den Text seiner Lesung rhythmisch skandierte, und es sah aus, als wollte er Günter Grass entthronen, damals unbestritten die Nummer eins, tonangebend im wörtlichen Sinn. Obwohl ich in Marseille zur Schule gegangen war und fließend Französisch sprach, war die Revolution von 1789 ein Buch mit sieben Siegeln für mich: Ich hatte keine Ahnung, worum es ging, als Peter Weiss aus einem Drama mit dem Titel „Die Verfolgung und Ermordung Jean-Paul Marats, dargestellt von der Schauspielgruppe des Hospizes von Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade“ vorlas. Erst als Hans Mayer den historischen Kontext skizzierte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Schon während der Lesung und Monate später als Premierengast im Schiller-Theater hatte ich das Gefühl, einen Epochenumbruch zu erleben, eine Urzene der Literatur, die lange vor 1968 die sexuellen und politischen Obsessionen der Gegenwart offenlegte. Ein Coitus interruptus, symbolisiert von Charlotte Cordays zum Dolchstoß erhobenem Arm, während Sade und Marat auf offener Bühne, aneinander vorbeiredend, über die Köpfe des Publikums hinweg Zwiesprache hielten: einerseits der radikale Individualist, dem das Leiden der Menschen zum Lustgewinn dient, andererseits der Revolutionär, der dem Leiden Sinn unterstellt und es mit Gewalt beseitigen will.

„Grass in der Pause böse an mir vorbei, nahm mir das Stück übel“, schrieb Peter Weiss in sein Notizbuch, ohne zu ahnen, dass er die ästhetisch-politische Brisanz des „Marat/Sade“ nie wieder erreichen würde, so wie das Spätwerk von Günter Grass hinter die „Blechtrommel“ zurückfiel. Statt den Widerspruch zwischen Sade und Marat auszuhalten und in der Schwebe zu belassen, bekannte Weiss sich fortan zum Marxismus, was seinem literarischen Schaffen nicht gut bekam. Die späteren Stücke, außer dem Auschwitz-Drama „Die Ermittlung“, waren bemühte Fleißarbeiten, und selbst die dreibändige „Ästhetik des Widerstands“, ein gewaltiger Kraftakt, verpuffte im Faradayschen Käfig der Ideologie.

Hans Christoph Buch lebt in Berlin. Zuletzt erschienen „Der Flug um die Lampe“ bei FVA und „Vom Bärenkult zum Stalinkult“ im Arco-Verlag.

Wie alles anfang

Erinnerungen an meine Begegnungen mit Peter Weiss und an das, was sie auslösten

Von Hans Christoph Buch

Bann schlugen, der Sog der Sprache mehr als die Inhalte, und ihn für mich neben Kafka, dessen Gesamtwerk ich mit dem ersten selbst verdienten Geld erwarb, zum Leitstern der Gegenwartsliteratur machten. Mein Lob schien ihm peinlich zu sein: Peter Weiss empfahl mir Rolf Hochhuths „Stellvertreter“, Ror Wolf und Jürgen Becker zur Lektüre – also hat er doch etwas gesagt –, während ich den Fehler beging, vom Schreiben zur Jazzmusik überzuleiten, der zweiten Leidenschaft meiner Jugend. Mit dem in Ferienjobs verdienten Geld hatte ich mir ein Altsaxofon gekauft und probte zusammen mit meinem nach Stockholm übersiedelten Freund Peter Prinz in einer für Jazzmusiker geöffneten Kirche. Dort lernte ich Albert Ayler kennen, den Pionier des Free Jazz, der mir beibrachte, wie man „Oleo“, ein Stück von Sonny Rollins, intoniert. Stockholm war eine Hochburg des modernen Jazz, Dexter Gordon war hierher emigriert auf der Flucht vor dem in USA nach wie vor verbreiteten Rassismus, den es in Schweden nicht gab. Doch sobald Albert Ayler auf die Bühne des „Gyllene Circe“ trat – damals ein angesagtes Konzerthaus –, leerte sich schlagartig der Saal, weil sein Saxofonspiel mit den rhythmischen und klanglichen Vorgaben, sprich Hörgewohnheiten, der Fans brach. Ich lud Peter Weiss zum Besuch eines Jazzclubs ein, doch er sagte ab, weil er keine Lust hatte, die Rolle des Vorbilds und Lehrmeisters zu spielen, die Hermann Hesse für ihn und er für mich verkörperte. (Mein Dichterfreund F. C. Delius schrieb Jahre später ein Buch über Albert Aylers denkwürdigen Auftritt im „Slug’s“, einer New Yorker Jazzbar, die wir nach der Tagung der Gruppe 47 in Princeton gemeinsam besuchten – das nur in Klammern.)

5

Sokrates und Plato, Vergil und Dante, Herder und Goethe, Grabbe und Büchner, Hermann Hesse und Peter Weiss – ich war nicht der erste angehende Autor, der einen arrivierten Kollegen umwarb, zu dem er bewundernd aufblickte, und es geschah nicht zum ersten Mal, dass der als Mentor Auserehene sich das Liebeswerben verbat – *not amused* ist der passende Ausdruck dafür.

Henry James schrieb eine Meistererzählung über dieses Thema, das mehr beinhaltet als einen Generationskonflikt, wie das folgende Beispiel zeigt: 1955 legte Allen Ginsberg das Manuskript seines Poems „Howl“, ein Manifest der Beat-Bewegung, dem Dichter William Carlos Williams zur Beurteilung vor, der ein lobendes Vorwort dazu schrieb, mit der Einschränkung, der Text sei viel zu lang. Williams war Kinderarzt in Rutherford, New Jersey, nicht in Paterson, dem Schauplatz seines Hauptwerks, und blätterte zerstreut in einem Stapel Rezepte, auf deren Rückseite er literarische Einfälle notierte. Dann trat er ans Fenster und deutete raumgreifend nach draußen, auf von Leuchtreklamen angestrahlte Banken, Tankstellen und Drive-in-Restaurants, mit den Worten: „There’s a lot of bastards out there!“ – ‘ne Menge Scheißkerle da draußen! Erst Stunden später, zurück in New York, dümmerte es Ginsberg, dass das die Lehre fürs Leben war, die der berühmte Poet ihm mit auf den Weg gab.

6

Zu Beginn der Sechzigerjahre galt Schweden als Paradies freier Liebe, das es nie war. Aber sexuelle Tabus samt der damit verbundenen Doppelmoral wurden hierzulande infrage gestellt, und die Legalisierung der Pornographie trug ebenso wie Ingmar Bergmans Filme zum erotischen Glücksversprechen bei. Doch Alkohol war in Schweden nach wie vor verboten und wurde nur in „Systembolaget“ genannten Läden zu überhöhten Preisen verkauft. Zur Finanzierung meiner Reise hatte ich eine Flasche Racke rauchzart im Gepäck, Whisky, der in Deutschland zehn Mark kostete und den ich, in der Kungsgatan auf- und abschreitend, für hundert Kronen verkaufte. Ich begann, Schwedisch zu lernen, eine Sprache, die nur aus sexuellen Reizworten zu bestehen schien: „ficka“ hieß „Tasche“, „flicka“ „Mädchen“, „jag fick“ hieß „ich bekam“, und „knulla“ bedeutete nicht „knutschen“, sondern „vögeln“ – Wörter, die meine blonde Freundin, passend dazu in Nacka wohnend, aussprach, ohne zu eröten, während der Fluch „djävul fifan“ sie erblassen ließ. Wir trieben es auf der Auslegeware ihres Apartments oder auf dem Küchen-